

Disposition.

Das Verhältnis von Glauben und Wissen nach Schillerschen Gedichten.

I. Das Wissen.

1. Der Weg zum Wissen und der Wert dieses Wissens (Sprüche des Confuzius 2).
 - a. Der Mensch muss rastlos streben, um zum Ziele zu gelangen.
 - b. Er muss nach umfassendem Wissen streben, um zur Klarheit zu gelangen.
 - c. Er muss gründlich sein, um zur Wahrheit zu gelangen.
2. Die Beschränkung des Wissens.
 - a. Die menschlichen Ausdrucksmittel sind beschränkt (Worte des Wahns, Genius, Sprache).
 - b. Das Wesen der Dinge ist unerklärbar (Pilgrim, Worte des Wahns).
 - c. Ein Streben ohne sittliche Grundlage wird verderblich (Das verschleierte Bild zu Sais).

II. Der Glaube. (Die Worte des Glaubens, Hoffnung, Thekla, eine Geisterstimme).

1. Seine Entstehung.
2. Sein Wert.
3. Seine Gegenstände:
 - a. Freiheit des Willens,
 - b. Tugend,
 - c. Gott.
4. Seine Irrtümer (Die Worte des Wahns, Der Pilgrim):
 - a. Der Glaube an den Sieg des Guten in den äussern Verhältnissen,
 - b. Der Glaube an die Belohnung des Edlen durch irdische Glücksgüter,
 - c. Der Glaube an die Möglichkeit völliger Erkenntnis.

Natur.

Schiller stellt im Spaziergang den Entwicklungsgang der Kultur dar. Er stellt an den Anfang ein Naturbild, in dem noch keine Spur der umgestaltenden Menschenhand zu finden ist (1—26). Berg und Sonne, Glanz und Farbe, Schmetterling, Biene und Lerche, Baum und Pflanze, Hitze und Kühle, Gesang und Säuseln bilden eine mannigfaltige Welt, aber es fehlt absichtlich jegliche Menschenspur. Menschenleben bedeutet Kultur. Der Dichter aber stellt an den Anfang seiner Darstellung des Kulturganges ein Bild, auf dem die Natur für sich ist. So tritt die Natur hier in einen Gegensatz zur Kultur. Die Kultur setzt voraus die gestaltende, verändernde, zwecksetzende Thätigkeit des Menschen; „Natur“ als Gegensatz dazu meint das, was sich auf Grund der ursprünglichen Anlagen ohne menschliches Eingreifen entwickelt hat. — Aber es hat auch der Mensch eine Entwicklung, die nur den ursprünglichen Anlagen zu entsprechen scheint. Willkür und Verkehrung haben noch nicht in den ursprünglichen Zustand eingegriffen. Auch da sprechen wir von Natur und würden demgegenüber etwa die Künstlichkeit oder Überkultur stellen. In den folgenden Versen 27—58 stellt Schiller die ersten Anfänge der Kulturentwicklung dar. Bei fröhlicher Arbeit steht das Thal in reicher Blüte. Der Begriff

des Eigentums hat sich in einfacher Form gebildet. Strasse und Fluss verbinden die Länder; Viehzucht und Ackerbau geben dem Menschen reichliche Nahrung und gesunde Arbeit. Ein enges Verhältnis besteht noch zwischen Mensch und Natur, er gehört noch zu ihr als ein Naturwesen; noch nicht tritt er aus der allgemeinen Gesetzmässigkeit heraus, um sich eigene Zwecke zu setzen:

Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach . . .
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwacht,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab.

Der Zustand der ersten Kultur ist dem Naturleben verwandt. Von dem Kreislauf der Ernten wird Tagewerk und Leben geregelt. — Es beginnt nun der Zustand der höheren Kultur (59—138). Auf Grund der Gliederung in Stände und Berufe bildet sich das grosse Gemeinwesen. Handwerk und Gewerbe, Handel und Verkehr führen zu hoher Blüte auf dem Gebiete äusserer Güter; Kunst und Wissenschaft erwachsen auf diesem fruchtbaren und reichen Boden. Aber in der Blüte frisst der Wurm, er heisst menschliche Begierde; und diese wird zur That vermöge der menschlichen Freiheit.

Der Niedergang der Kultur beginnt (139—170). Dieser Niedergang ist hervorgerufen durch die fortgehende Entfremdung von der Natur. Ihr gegenüber steht die menschliche Freiheit und die menschliche Willkür. Wir sehen, wie hier eine neue Seite des Begriffs Natur auftritt. Sie ist das Reich des gesetzmässigen Geschehens im Gegensatz zu dem Reiche des Geistes, der menschlichen Freiheit. In diesem Sinne sprechen wir von den Naturgesetzen, der Naturwissenschaft. Indem sich die Kultur immer mehr von dem ursprünglichen Zustande fester Gesetzmässigkeit entfernt, werden die Dinge und Verhältnisse, wie sie bei gesunder Kultur sich entwickelt haben, verwirrt und in das Gegenteil verkehrt. Das Gewissen, das die sicher leitende Stimme im Innern ist und sein soll, verliert seine Untrüglichkeit, es weist auf Irrwege. Die Beziehungen des Menschen, die auf Glauben und Treue aufgebaut sind, werden zerstört durch Lüge und Verrat. Die Liebe, die ihrem Wesen nach im freien Gefühl liegt, verkauft sich um Geld. Das Gesetz, das in rechtlicher Handhabung seinen Wert und Bestand hat, weicht der Willkür. So wird, mit einem Wort, das Wesen der Dinge und Verhältnisse verkehrt. Auch in diesem Sinne zeigt sich ein Abfall von der „Natur“. Es gehört zur „Natur“ der Liebe, dass sie auf wahren Gefühl beruht, zur „Natur“ des Rechts, dass es unparteiisch ist, zur „Natur“ der Wahrheit, dass der Ausdruck dem Gedanken entspricht. Wir verstehen in diesem Sinne Natur als den Inbegriff der wesentlichen Merkmale eines Dinges. Dieser Abfall von der ursprünglichen Gesetzmässigkeit und von der wesentlichen Bedeutung der Dinge und gewordenen Verhältnisse muss zum Verderben führen. Was bestand, war ja nur noch „Mumie“, ein Ding, das menschliche Gestalt hat, aber das Wesentliche des Menschen, das Leben, nicht besitzt, „ein trügendes Bild lebender Fülle“. So scheitert diese Überkultur an der Gesetzmässigkeit und Notwendigkeit, die im Weltall herrscht, und der auch menschliche Freiheit, wenn sie zur Willkür geworden ist, sich nicht widersetzen kann. Die Menschheit sehnt sich nach einem Zustand zurück, der frei ist von solcher zersetzenden Willkür, nach einem Zustande, der Ursprünglichkeit und Gesundheit hat. So muss das ganze, innerlich hohle und morsche Gebäude zusammenbrechen.

Aber der Untergang der Kultur ist nicht Weltuntergang. Es bleibt, was am Anfang aller Kultur stand, die natürliche, gesetzmässige Ordnung der Dinge, sowohl die Stoffe, „aus welchen das Leben keimet,“ als auch die Gesetze, die dies Leben hervorbringen und erhalten. Schiller stellt diese sich immer gleiche Gesetzmässigkeit den wechselnden Zwecken des menschlichen Wollens gegenüber: „Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel“ u. s. w. (191—194). Jene Gesetzmässigkeit ist schon ausgesprochen in dem Bibelwort: „So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht,“ oder mit Schillers Worten:

Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

So wird die Natur immer wieder der Boden, auf dem neue Geschlechter erwachsen und durch die neue Menschenwelt eine neue Kultur.

Wie die Natur so der Born der Verjüngung ist für das Menschengeschlecht, so auch für den einzelnen. Der von der Kultur übersättigte Mensch wendet sich zur Natur, wie der Wanderer vor der staubigen Landstrasse sich im kühlen Waldesschatten birgt, um an einer frischen Quelle den trocknen Gaumen zu laben. In der Ursprünglichkeit und Einsamkeit der Natur liegt für den Menschen die Möglichkeit, seiner tiefsten Gefühle, die sich auf dem Markt und bei dem Geschwätz der Gesellschaft scheu in der Seele zurückhalten, sich bewusst zu werden; er macht die Natur zum Echo seines Innenlebens, er leiht ihr eine Seele und macht sie zur willigen Vertrauten seiner Stimmungen. Je mehr der beengende Druck der Kultur auf der Seele lastet, um so inbrünstiger wird sein Sehnen nach der Natur in diesem Sinne. So seufzt Rousseau unter dem Druck einer Kultur, die bald darauf durch die französische Revolution bedroht werden sollte, und erhebt den Ruf nach Natur; aus dieser Stimmung heraus findet er ein Naturgefühl, das uns in seiner Innigkeit und Sentimentalität wie etwas Neues erscheint. Diese seelenvolle Auffassung der Natur ist besonders den Dichtern eigen.

Süsse, heilige Natur,
Lass mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband. Fr. v. Stolberg.

Wer lässt den Sturm zu Leidenschaften wüten?
Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?

fragt Goethe und antwortet:

Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

Ein Bild dieser Sehnsucht nach der Natur bietet uns Faust. Aus Wissensqualm und Bücherstaub möchte er heraus:

Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.

In verwandter Stimmung grüsst Schiller die Natur:

Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem Herzen wieder, Natur . . .

Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.

So verknüpft sich der Schluss des Gedichtes eng mit dem Anfang. Wir haben hervorgehoben, dass Schiller am Anfang des Gedichtes ein Bild der Natur als der ursprünglichen willkürfreien Ordnung der Dinge giebt. Er giebt aber noch mehr: er zeigt uns, wie diese Natur etwas Erquickendes hat für den Naturmenschen,

Der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.

Darum grüsst er wie eine Freundin die Natur; der Berg, die Sonne, die Flur, die Linden, der Chor der Vögel, die Bläue des Himmels, jedes empfängt seinen besonderen Gruss, ja die erste Anrede „mein Berg“ spricht sogleich das innige Verhältnis aus. Vergl. Über naive und sentimentalische Dichtung, Anfang.

Aus der vorhergehenden Besprechung werden folgende Begriffsbestimmungen gewonnen, indem jedesmal zu dem Begriff Natur der konträre Gegensatz aufgestellt wird.

1. Natur—Gegensatz: Das Gebiet des geistigen Lebens.

Natur ist der Inbegriff des sinnlich Wahrnehmbaren, dessen Leben als nach Gesetzen mit Notwendigkeit verlaufend gedacht wird.

z. B. wir studieren die Natur, d. h. die Erscheinungswelt und ihre Gesetze, Naturwissenschaft.

2. Natur: Kunst oder Kultur.

Natur ist das, was auf Grund der ursprünglichen Anlagen, ohne absichtliche, verändernde Eingriffe des Menschen sich entwickelt hat.

z. B. der Naturstil des englischen Gartens, im Gegensatz zum Kunststil des französischen.

3. Natur (: etwa „des Zimmers Gefängnis“, Schiller).

Natur ist das Gebiet der Erscheinungswelt, insofern seine landschaftlichen oder überhaupt ursprünglichen Reize empfunden werden und zum Nerven- und Gemütsleben des Menschen in wohlthuende Beziehung treten.

z. B. Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur! Goethe.

4. Natur: Das Unwesentliche eines Dinges.

Die Natur eines Dinges ist der Inbegriff der Eigenschaften, die zum Wesen eines Dinges notwendig gehören.

z. B. es gehört zur Natur des Menschen, Vernunft zu haben. —

5. Kultur ist die Entwicklung des Menschen, bezw. der Gemeinschaft zur Vervollkommnung des Lebens in Bezug auf äussere und innere Güter.

Disposition.

Die Beziehungen der Kultur zur Natur, mit Beziehung auf Schillers „Spaziergang“.

1. Die Kultur muss in die Natur (vergl. 2) eingreifen, indem der Mensch die Natur umgestaltet und sich dienstbar macht.
2. Der Mensch muss dabei die Natur der Dinge und Verhältnisse (vergl. 4) beachten und darf nicht wesentliche Momente in den Dingen und Verhältnissen willkürlich umgestalten wollen.
3. Die Natur (vergl. 1) als das Reich der Gesetzmässigkeit und Notwendigkeit wird immer den willkürlichen Veränderungen des Menschen Schranken entgegenstellen; seine Willkür wird zu nichte an den notwendigen Gesetzen der Dinge ausser ihm.
4. Der von der Kultur übersättigte und ermüdete Mensch findet in der Natur (vergl. 3) Erquickung und Stärkung.
5. Die Natur (vergl. 1) ist die unzerstörbare Grundlage, aus der sich immer wieder die Kultur entwickeln kann. —

Vergleiche ferner den Begriff „Natur“ in Schillers Gedicht „An Goethe“.

Freiheit.

(Die Erläuterung dieses Begriffes beschränkt sich nicht auf die Gedichte, sondern zieht auch andere Werke sowie des Dichters Leben heran.)

Der Begriff Freiheit ist ein an und für sich sehr unbestimmter und vieldeutiger. Das Wort hat ursprünglich nur verneinenden Sinn: nicht gebunden, nicht beschränkt sein. Das Wort erhält bestimmern Inhalt, wenn wir fragen, welches die Bande sind, deren wir ledig werden, und welches die Bewegungen und Ziele sind, die zu thun und zu erreichen der Zustand der Freiheit uns erlaubt. Den Begriff in seinen verschiedenen Wandlungen klar zu fassen, ist für die Klarheit der Weltanschauung im allgemeinen, wie im besondern für Schiller, „den Dichter der Freiheit“, wichtig. Goethe sagt einmal zu Eckermann: „Durch alle Werke Schillers geht die Idee von Freiheit, und“, fährt er sogleich fort, „diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte, und die in seine Dichtungen übergang, in seinem späteren Leben die ideelle . . .“

„Dass nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar teils in der Natur seines Geistes, grösstenteils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen.“

„Dann aber in seinem reifern Leben, wo er physische Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, dass diese Idee ihn getötet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.“ (18. Januar 1827.)

Was heisst hier physische Freiheit?

Das Symbol, unter dem „die Räuber“ in der zweiten Auflage ausgingen, war ein aufspringender Löwe und das Motto: in tyrannos. Einen Kommentar dazu deklamiert Karl Moor